

Arbeit, f., labor,
ein uraltes, viel merkwürdige seiten darbietendes wort.
(Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm)

Sonderzahl

Mallingers Abschied

Sven Hartberger

Sonderzahl

Diese Publikation wurde gefördert von der Kulturabteilung der Stadt Wien,
MA 7, Abteilung Literatur.

www.sonderzahl.at

Alle Rechte vorbehalten

© 2023 Sonderzahl Verlagsges.m.b.H., Wien

Gesetzt aus der Soleil und der DTL Documenta von Matthias Schmidt

Druck: booksfactory

ISBN: 978 3 85449 645 8

Inhalt

- 9 **Anamnese**
In welcher festgestellt wird, dass die Arbeit zur alles beherrschenden Macht unseres Lebens geworden ist, und die Befriedigung unserer natürlichsten Sehnsüchte als störende Ablenkung gilt.
- 19 **Kapitel I: Sabine Halstarnigg** *Von der wir erfahren, dass kein Mensch zweihundert Milliarden Dollar verdienen kann und dass wir alle dringend weniger arbeiten müssen. Viel weniger.*
- 24 **Kapitel II: Otto Worak** *Der gerne ordentlich zupackt und sich sein Leben nicht schlechtreden lassen möchte.*
- 30 **Kapitel III: Kevin Lorre** *In welchem ein junger Mann aus der Generation Z erklärt, dass er weder faul noch asozial ist.*
- 35 **Kapitel IV: Sabine Halstarnigg** *Die Erhellendes erfährt von ihrem Onkel Lars, der die Gesetze macht, obwohl er nie ins Parlament gewählt worden ist.*
- 41 **Kapitel V: Lars-Hagen Macher** *Von dem wir lernen, warum wir leider dringend mehr werden arbeiten müssen. Viel mehr.*
- 50 **Die Thesen des Doktor Mallinger**
In dem uns ein Partisan der Entlastung der Menschen vom Arbeitsdruck vorgestellt wird und wir seine geborgten Thesen kennenlernen.
- 61 **Kapitel VI: Theodora Denk** *In dem wir eine engagierte Lehrerin kennenlernen, die an der Aufgabe verzweifelt, ihre Schüler ehrlich über den Zweck der Arbeit aufzuklären und sie gleichzeitig für diese zu begeistern.*
- 70 **Kapitel VII: Bernard Holländer** *Der gerne verstehen würde, wovon die Leute eigentlich dauernd reden, und findet, dass sich Leistung endlich wieder lohnen muss.*

- 79 **Kapitel VIII: Laetitia Fröhlich** *Die es müde ist, Menschen in arbeitswillige und arbeitsunwillige einzuteilen, und stattdessen lieber Zeit für ihre eigentliche Aufgabe hätte.*
- 87 **Befund**
In welchem der erfolglose Versuch unternommen wird, aus den Ergebnissen der Anamnese tragfähige Einsichten über Auffälligkeiten im Hinblick auf das Verhältnis des modernen Menschen zur Arbeit zu gewinnen.
- 96 **Die Räsonnements des Doktor Mallinger**
In dem der Doktor über den Nutzen des Fortschritts räsoniert und erklärt, warum sich alles ändern muss.
- 110 **Die Verzweiflung des Nikos Manikas**
In dem die Speerspitze der Avantgarde erklärt, dass sich gar nichts ändern wird.
- 120 **Kapitel IX: Sabine Halstarnigg** *Berichtet von einem schweren Zerwürfnis mit ihrem Onkel und erklärt, warum sie sich mit ihm nicht versöhnen kann, obwohl sie das gerne täte.*
- 127 **Kapitel X: Bernard Holländer** *In dem ein Klient seinen Therapeuten zu einer Festrede einlädt, die er selbst bei der Jahresversammlung der Gesellschaft der Neuen Menschen hält.*
- 135 **Kapitel XI: Theodora Denk** *In welchem die Professorin für Deutsch und Wirtschaftskunde sich für ein weiteres Unterrichtsfach qualifiziert hat und eine beträchtliche Aversion gegen Tatsachen entwickelt.*
- 145 **Kapitel XII: Otto Worak** *Der sich fragt, was denn die Leute mit der ganzen freien Zeit anfangen wollen und wer das alles bezahlen soll*

- 149 **Kapitel XIII: Laetitia Fröhlich** *Die ihr privates Experiment in Sachen bedingungsloses Grundeinkommen vielleicht eine Spur zu weit getrieben hat, aber aus vielen guten Gründen trotzdem nicht davon lassen will.*
- 158 **Kapitel XIV: Kevin Lorre** *In dem sich ein junger Mann durch erfreuliche Ereignisse gezwungen sieht, seinen erlernten Beruf wieder aufzunehmen, warum er das auch gerne tun würde, und warum er dann doch davon Abstand nimmt.*
- 165 **Keine Diagnose**
In welcher der Therapeut den Rat seines dauerhaft verreisten Freundes zu spät sucht und dennoch von ihm Auskunft erhält.
- 173 **Der Abschied des Doktor Mallinger**
Wie sich der Doktor noch einmal alles von der Seele redet, was er nicht mit hinüber nehmen möchte.
- 188 **Epilog**
In dem der Therapeut den Köder mitsamt der Angel verschluckt.
- 201 **Appendix**
Der Handapparat des Doktor Mallinger

Anamnese

In welcher festgestellt wird, dass die Arbeit zur alles beherrschenden Macht unseres Lebens geworden ist, und die Befriedigung unserer natürlichsten Sehnsüchte als störende Ablenkung gilt.

Wenn ich etwas gelernt habe in den bald dreißig Jahren, in denen ich als Therapeut mit meinen Klienten nach den Ursachen der unterschiedlichsten Störungen und Erkrankungen der Seele suche, dann ist es das: Man findet immer nur dort, wo man sucht und zudem auch immer nur genau das, was man gesucht hat. Das andere bleibt unserem Blick verborgen, selbst dann, wenn es zum Greifen nahe vor Augen steht. Theoretisch mag unserem Sehen, Erkennen und Verstehen ja keine Schranke gesetzt sein. Tatsächlich bleibt es aber eingeschlossen in die engen Grenzen gerade jenes mit großer Mühe Erlernten, das uns den Ausgang aus der Unmündigkeit eröffnen sollte, egal ob aus selbstverschuldeter oder nicht.

Meist ist es wohl nicht zuvorderst der Wunsch, einen solchen Ausgang zu finden, der die Menschen in meine therapeutische Praxis führt. Eher suchen sie Befreiung von einem Leiden, das sie unbestimmt in sich fühlen, das sie oft nicht recht zu beschreiben, und dessen Ursachen sie nicht zu benennen wissen. Es ist meine Aufgabe, meine Klienten bei der Suche nach den verborgenen Quellen ihrer Seelenschmerzen zu begleiten und sie nach Kräften an die Orte ihres Ursprungs zu führen, die niemand kennen kann, als nur sie selbst. Fast zwanzig Jahre lang bin ich bei diesem Bemühen dem Weg gefolgt, den mir die Lehrbücher gewiesen haben. Ich habe Zugänge zu oft Jahrzehnte zurückliegenden traumatischen Erfahrungen der Kindheit aufgespürt, verbotene und versagte Wünsche der Jugendzeit wachgerufen, das hartnäckigen Widerstand leistende Bewusstsein zum Blick auf verdrängte und verleugnete Schuld aus lange vergangenen Lebenszusammenhängen

gezwungen, uneingestanden und unausgesprochenen sexuellen Fantasien ins befreiende Wort geholfen. Überall haben wir gewühlt und geforscht. Nur dort, wo wir doch waren, und wo wir die meiste Zeit unseres Lebens sind, dort, wo sich der wesentliche Teil unseres Denkens im Wachen und oft genug auch noch im Schlaf ereignet und bewegt, dort haben wir nicht oder jedenfalls nicht sehr intensiv nachgesehen: bei der Arbeit. Bei der Arbeit, die unsere Tage regiert und nicht selten auch unsere Nächte. Dabei frage ich mich ernsthaft, ob die sehr besondere Art, in der die Arbeit im Gefühls-haushalt der meisten Menschen in den Gesellschaften des globalisierten Nordens verankert ist, überhaupt noch als rational bezeichnet werden kann. Ich habe da erhebliche Zweifel. Mein düsterer Verdacht ist, dass die Arbeit unser Denken, Fühlen und Handeln in einer Art beherrscht, die deutliche Zeichen von Besessenheit trägt. Damit meine ich nicht das schichtspezifische Randphänomen der *workaholics*, jener anerkanntermaßen krankhaft Arbeitssüchtigen, in deren Leben kaum mehr anderes Platz hat als der Beruf. Ich beobachte diese Fixierung auf die Arbeit, dieses ständige Kreisen der Gedanken um Wettbewerb und Performance, dieses Eindringen leistungsorientierter Denkweisen in die letzten Winkel von Freizeit und Privatheit als ein weit verbreitetes Phänomen im seelischen Haushalt der verschiedensten Menschen. Und ich bin es nicht nur müde geworden, ich meine vielmehr, dass ich es gar nicht länger verantworten kann, wenn ich meine Hand zur Ruhigstellung von seelischen Alarmsignalen reichen soll, in denen ich nichts anderes erblicke als die grundvernünftige Weigerung von Leib und Seele, in Verhältnissen zu funktionieren, die dem Leben nicht zuträglich sind. Immer weniger bin ich bereit, solche Verweigerungen als Störung oder gar als Erkrankung zu sehen, und immer deutlicher erkenne ich sie als Umkehr ins Eigentliche, ins Lebenswesentliche, als jene von heftigen, aber in Wahrheit harmlosen Fieberschüben begleitete höchst notwendige Krisis, die ein als Krankheit missdeutetes Zeichen der beginnenden Gesundung ist.

Wie oft Menschen im Verlauf von vierundzwanzig Stunden an Sex denken, ist eine in breit angelegten Forschungsprojekten intensiv erforschte Frage. Die bekannteste dieser Untersuchungen, die an der Ohio State University durchgeführt worden ist, hat hervorgebracht, dass die einhundertvierzig befragten Männer zwischen einem und dreihundertachtundachtzigmal am Tag an Sex denken, genauer gesagt: dass sie auf Befragen derlei wenig glaubwürdige Angaben machten. Die Forscher haben aus dem solcherart gewonnenen Datenmaterial das arithmetische Mittel gezogen und sind so zu dem Schluss gelangt, dass ein Mann durchschnittlich vierunddreißig Mal am Tag an Sex denkt. Das ist Unfug, weil die einzig zulässige, aber vergleichsweise natürlich unspektakuläre Schlussfolgerung aus den erhobenen Umfrageergebnissen die Binsenweisheit ist, dass verschiedene Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen nicht gleich häufig an Sex denken. Auf die Frage, wie oft *ein Mann* pro Tag an Sex denkt, kann es eine sinnvolle Antwort nicht geben, weil die Frage selbst sinnlos ist. Interessant ist sie aber dennoch, nicht wegen der bizarren Ergebnisse, zu denen ihre Erforschung notwendig führen muss, aber umso mehr, weil sie stillschweigend vorausgesetzte Übereinkünfte sichtbar macht, die das allgemeine Interesse mit so großer Selbstverständlichkeit auf die Gewalt lenken, die das geschlechtliche Begehren über unser Denken hat, und die gleichzeitig bewirken, dass wir dem bedeutend problematischeren und wahrscheinlich viel größerem Ausmaß, in dem das für die Arbeit zutrifft, wenig Beachtung schenken.

Ich habe die Frage, wie das wohl kommt, vielen Freunden und Fachkolleginnen gestellt und eine breite Palette von Antworten geerntet. Die meisten davon sind darauf hinausgelaufen, dass sich für Sex eben alle Menschen interessieren, für Arbeit aber kaum jemand. Diese naheliegende Vermutung kann einer etwas tiefergreifenden Nachschau kaum standhalten. Das kann ich mit gutem Grund behaupten, weil ich als Psychotherapeut über intime Ein-

blicke in ein breites Spektrum sehr unterschiedlicher Lebenswirklichkeiten verfüge, und weil das die Tonaufnahmen deutlich belegen, die ich über zwei Jahrzehnte hinweg von allen Therapiesitzungen in meiner Praxis angefertigt habe. Ich habe diese Form der Protokollierung gewählt, weil sie mir eine seriöse Nachkontrolle meiner Wahrnehmungen während der Sitzungen erlaubt. Oft ist es im Verlauf eines Therapiegesprächs gar nicht möglich, in wenigen Sekunden die notwendige Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu treffen, und leicht kann es geschehen, dass eine entscheidende Nuance im Tonfall überhört wird oder eine am Anfang der Sitzung nur beiläufig aufgefasste Mitteilung später aus dem Gedächtnis ungenau rekonstruiert werden muss, wenn sich ihre besondere Bedeutung gegen Ende des Gesprächs herauskristallisiert hat.

Selbstkontrolle und die bestmögliche Betreuung meiner Klienten sind immer die bestimmenden Motive meiner Entscheidung für die Tonaufzeichnung aller Sitzungen geblieben, wenngleich es wahr ist, dass zu dieser ursprünglichen Absicht schon bald auch ein persönliches Forscherinteresse getreten ist, das meinen Therapieansatz verändert und den Fokus meiner genaueren Nachfragen verlagert hat. Geweckt wurde dieses Interesse aber eben erst durch meine zunächst vollkommen unbefangene, aufmerksame Arbeit mit den akustischen Protokollen der Therapiesitzungen, die mich bald zu einer für mich überraschenden Einsicht geführt hat: Das allgemeine Forschungsinteresse an unserem sexuellem Begehren und an der Häufigkeit, mit welchem es in Form von Gedanken und Fantasien in unsere ganz anders gelagerten tatsächlichen Betätigungen einbricht, entzündet sich an der Tatsache, dass dieses Begehren als Störung empfunden wird, als Ablenkung vom Geschuldeten, als Verfehlung unserer eigentlichen Bestimmung. Es ist ganz offenkundig, dass diese einem mittlerweile unbewusst und tief verinnerlichten Konsens zufolge ausschließlich in der konzentrierten Erledigung unserer Arbeit zu finden ist. Untersu-

chungen der umgekehrten Frage, nämlich jener, wie häufig der Gedanke an die Arbeit in ganz anders geartete und wesentlich lohnendere Beschäftigungen eindringt, in die konzentrierte Lektüre eines Buches, in das hingebungsvolle Hören von Musik oder eben in das intime und weltvergessene Einswerden mit einem geliebten Menschen fehlen aus einem leicht zu verstehenden Grund: In dem zuerst ganz gezielt in Gang gesetzten und dann über zwei Jahrhunderte hinweg zum Selbstläufer gewordenen Prozess der Ökonomisierung so gut wie aller Lebensbereiche, auch und besonders solcher, die mit Wirtschaft rein gar nichts zu tun haben, sind wir an einem Punkt angelangt, an dem wir das Vorrecht von Ökonomie und Arbeit vor jeder anderen Lebensregung fraglos und ohne weitere Überlegung akzeptieren. Gedanken an Pflichterfüllung und Arbeit als störende Verirrung wahrzunehmen, verlangt deshalb eine geistige und seelische Anstrengung, die kaum geleistet werden kann, weil ihr übermächtige Tabus entgegenstehen. Die Arbeit ist sakrosankt geworden, und die mit Geld entlohnte Erwerbsarbeit zumal. Ihre zentrale Bedeutung für ein geglücktes Leben auch nur andeutungsweise im Wort oder gar durch die Tat in Frage zu stellen, ist ein massiver Tabubruch, der gesellschaftlich schwer sanktioniert wird. Zu seinen sexuellen Leidenschaften mag sich heute jeder offen und sogar mit Stolz bekennen, aber gegen das angebliche Recht auf Arbeit ein zumindest ebenso begründetes Recht auf Faulheit geltend zu machen, gilt als Skandal, ebenso sehr, wenn nicht mehr noch als damals im Jahr 1880, als es Paul Lafargue erstmals in seiner berühmten Streitschrift eingefordert hat. Dabei ist es zu einem guten Teil unsere Arbeit, die uns und unseren Planeten krank macht, oder, genauer gesagt, die Frequenz und die Intensität, mit der wir arbeiten; die der sozialen Natur des Menschen widerstrebenden Bedingungen des Wettbewerbs; und nicht zuletzt das unbestimmte, aber unabweisliche Wissen um die immer häufiger werdende Schädlichkeit vieler ihrer Produkte.

Ich habe mir nie Illusionen darüber gemacht, dass es sich bei diesen meinen Feststellungen, die mehr und mehr zum Angelpunkt meiner therapeutischen Nachschau geworden sind, um nichts anderes handelt als um eine Hypothese. Aber erstens sind auch die scheinbaren Gewissheiten der gängigen Therapieansätze in Wahrheit nichts weiter als Hypothesen, zum Zweiten aber, und das scheint mir das eigentlich Entscheidende, bin ich bei der sanften Hinlenkung meiner Klienten auf Fragen ihres Erwerbslebens und ihrer Beziehung zur Arbeit, nicht nur mit Blick auf ihre konkreten Berufe, sondern in einem ganz grundsätzlichen Sinn, davon überzeugt, dass meine vorsichtige Leitung und Führung vielen von ihnen den Pfad zur Erkenntnis wichtiger Ursachen ihrer Leiden gewiesen und geebnet hat. Im Grunde verweigere ich mich einfach der Zumutung, Menschen funktionstüchtig zu machen für Lebenserefordernisse, die mir mehr und mehr lebensfeindlich scheinen. Nicht länger will ich einen Beitrag dazu leisten, meine Klienten in ihrem Irrtum zu bestärken, ihr natürlichstes und menschlichstes Verlangen, das Verlangen nach Ruhe, Nichtstun und Bedürfnislosigkeit, wäre eine krankhafte Verfehlung, die mit therapeutischen Mitteln korrigiert werden müsste. Wer diesem Irrtum verhaftet bleibt und seine Nachschau in diesem Sinne hält, in den Bereichen der Sexualität, frühkindlicher Traumata oder der vielfältigen Irritationen und Leiden der frühen Jugendjahre, kann sich dabei bestimmt immer auf die Wegweisungen der Wissenschaft berufen und wird wohl gar nicht bemerken, dass gerade unser moderner Wissenschaftsbetrieb durch die Wahl seiner Forschungsgegenstände und seiner Fragestellungen in vielen Bereichen stillschweigend die bestehenden Verhältnisse, und auch die ungerechtesten unter ihnen, rechtfertigt und verfestigt. Wenn ich demgegenüber in meiner eigenen Umschau das Vorrecht des Naheliegenden gegen das Entfernte, die prägende Bedeutung gegenwärtiger tatsächlicher Bedrängnis gegen die ohnedies immer fragwürdig bleibende Erinnerung an lange Vergangenes behaupte, so tue ich das in erster

Linie deshalb, weil ich sehe, dass dieser Ansatz dem Leben nützt und meinen Klienten dient.

Seit bald dreißig Jahren befasse ich mich jetzt also mit den Auswirkungen, die die grundsätzliche Einstellung zur Arbeit und ihr tatsächlicher Vollzug auf den seelischen Haushalt der Menschen haben. Bei meinen Untersuchungen habe ich mich dieser besonderen menschlichen Tätigkeit auf jede mir denkbare Weise genähert. Zunächst habe ich mich mit dem von vielen Glaubensvorstellungen und Ideologien befrachteten Begriff auseinandergesetzt. Dabei bin ich zu der Einsicht gekommen, dass es sehr verschiedene Arten von Arbeit gibt, so verschieden, dass man die einen eher als Formen der Triebbefriedigung, zumeist hoch bezahlt, die anderen eher als meist kaum entlohnte Fron bezeichnen möchte. Im nächsten Schritt habe ich mich dann den Überzeugungen und Haltungen zugewandt, mit denen sich Menschen dem Phänomen Arbeit nähern. Als Auskunftspersonen haben mir dabei zunächst fast ausschließlich meine Klienten gedient. Später habe ich dann begonnen, auch Personen aus dem Kreis meiner Freunde und Bekannten in Gespräche über die Arbeit zu verwickeln, sie zu provozieren und sie geradezu auszuhorchen. Vielen meiner Probanden – Klienten, Freunden, Bekannten und Kolleginnen – bin ich dabei wiederholt an Orte gefolgt, die von ihnen als geschützte Räume erlebt werden, wo sie sich unter Freunden und Gleichgesinnten wissen und ohne jeden Vorbehalt sprechen, gewissermaßen wie in einer Therapie-sitzung. Meine Hoffnung, dass sie an diesen Orten auch ihre krusdesten Ansichten zu meinem Thema, zur Frage nach der Bedeutung der Arbeit für unser seelisches Wohlergehen, unbefangen und ohne Verstellung äußern würden, habe ich regelmäßig bestätigt gefunden.

Ein gutes Jahrzehnt habe ich auf die Sichtung und die Ordnung des von mir gesammelten und zu gewaltiger Menge angewachsenen Materials gewandt. Dabei habe ich bemerkt, dass im Lauf der vergangenen dreißig Jahre immer mehr Menschen begonnen haben,

an ihrer Arbeit zu leiden, und dass auch die Intensität dieses Leidens immer heftiger zu werden schien. Die Gründe dafür habe ich lange Zeit nicht verstehen können, gerade so wenig, wie ich sehen konnte, warum so viel und immer noch mehr gearbeitet werden muss und gearbeitet wird, obwohl wahrscheinlich annähernd die Hälfte aller Arbeit, die Menschen heute leisten, vollkommen unnötig und ein gar nicht geringer Teil davon sogar schädlich ist. Es mag sich darüber jeder selbst ein Bild machen. Wie ich zu dem meinen gekommen bin, wird aus der kleinen Sammlung von Selbstzeugnissen und Mitteilungen meiner Klientinnen und Klienten deutlich werden, die im Mittelpunkt des kleinen Compendiums stehen, das ich hier vorlege. Augen und Ohren geöffnet für die allgemeinere Bedeutung des individuellen Erlebens meiner Klienten hat mir aber erst der Doktor Mallinger, mein Freund seit Jugendtagen, den wir schon am Gymnasium nie anders als nur den Doktor genannt haben. Seine Suaden über die Ziellosigkeit und die Sinnleere der gängigen Vorstellungen von Leistung und Arbeit haben mit den Jahren einen leicht obsessiven Charakter angenommen. Sein klarer und kritischer Blick hat darunter aber nicht gelitten, und seine Expertise in Fragen der Wirtschaft und der Arbeitswelt, über die er als studierter Ökonom und als langgedienter Personalchef verfügt, sind mir eine wesentliche Hilfe für die Einordnung der Erzählungen meiner Klienten in den größeren Zusammenhang der Lebensbedingungen geworden, unter denen wir alle funktionieren. Warum die von ihm so sehr gewünschte Große Transformation, die umfassende Erneuerung unserer in die Irre gegangenen Kultur, so schnell nicht gelingen wird, hat mir Nikos Manikas deutlich gemacht. Als Intendant eines der großen europäischen Avantgardefestivals ist er ein gleichermaßen unermüdlicher wie skeptischer Kämpfer für den Fortschritt. Beide sind mir zweifelnde Gefährten auf meinem Weg und Mutmacher in meinen eigenen Zweifeln gewesen.

Dass ich die Namen und Identitäten meiner Klienten in nicht

entschlüsselbarer Weise verändert habe, versteht sich ohne weiteres. Das mir Anvertraute habe ich weitestgehend von allzu Persönlichem und von den Bekenntnissen tatsächlicher oder eingebildeter Schuld gereinigt. Getilgt habe ich auch alle Hinweise auf die konkreten mentalen Probleme, die meine Klienten zu mir geführt haben, weil es für mein Thema nur auf die Schilderungen der als ungerecht, bedrohlich, bedrückend oder unsinnig empfundenen Umstände des Arbeitslebens ankommt. Das Material habe ich geordnet und, da und dort, wo es mir zur besseren Verständlichkeit notwendig schien, wohl auch etwas geglättet, ohne jedoch am Sinn des Gesagten etwas zu verändern. Manche der folgenden Einlassungen sind vollkommen so geschehen, wie sie hier wiedergegeben werden, andere wiederum, die wie durchgängige, in sich geschlossene Erzählungen erscheinen mögen, sind von mir montiert worden aus dem Material mehrerer Sitzungen, um in der kompakten Zusammenschau jenes schlüssige und nachvollziehbare Bild zu geben, wie es sich dem Therapeuten nur allmählich zeigt, und wie es erst beim Abschluss der gemeinsamen Arbeit mit dem Klienten vollkommen sichtbar wird.

Es ist nun vier Jahre her, dass ich meine Praxis aufgegeben und für immer geschlossen habe. Und so, wie im Kleinen des Einzelfalls das ganze Bild erst am Ende einer langen Serie therapeutischer Sitzungen erkennbar wird, so zeigt sich mir auch im großen Ganzen erst jetzt, an welcher Stelle ich die Ursachen der Leiden an der Arbeit hätte suchen sollen, die mir heute nur noch als ein vergleichsweise harmloses Symptom erscheinen, als Hinweis auf eine Fehlentwicklung des gesamten Organismus, die sich an der im Grunde nur scheinbaren Erosion der Arbeitsfreude und des Arbeitswillens zeigt.

Meine intensive Beschäftigung mit dem durchaus ambivalenten Charakter unserer rastlosen Erwerbstätigkeit sehe ich heute als einen vielleicht überlangen Weg, auf dem ich aber schließlich doch noch gelernt habe, die richtigen Fragen zu stellen, anstatt hinter

möglichen Antworten auf die falschen herzujagen. Gerade in der Arbeitsgesellschaft, in der wir nun einmal leben, bleibt es wichtig, das bestimmende Element unseres Daseins ins Blickfeld zu rücken und zu einer angemessenen Kritik jener Arbeit beizutragen, die zum Verhängnis für Menschen und Planeten jeder Kritik überhoben scheint. Die Öffnung eines nüchternen und offenen Blicks auf den Schaden, den Arbeit unter dem Diktat unserer ziellosen und in weiten Bereichen vollkommen außer Rand und Band geratenen Wirtschaftsaktivitäten neben ihrem unbestrittenen Nutzen eben auch anrichtet, scheint mir ein notwendiger erster Schritt zu jenem Kulturwandel, der notwendig sein wird, wenn wir aus der rastlosen Hyperaktivität unserer Zeit zu einem vernünftigen Gleichgewicht von Tätigkeit und Ruhe finden wollen.